

Thomas Lempert

## **Schönheit kann schaden**

Ästhetische Bausteine der Kunsttherapie

Es gibt keine Unschuld gegenüber der Kunst – schon gar nicht von Seiten der KunsttherapeutIn. Die Auseinandersetzung mit dem, was Kunst heute ist und sein kann, gehört zur Basis kunsttherapeutischen Selbstverständnisses. TherapeutInnen, welche mit dem Medium Kunst arbeiten, sind unmittelbar hineingeworfen in die Bedeutungszusammenhänge der entstehenden Werke. Wir haben selbst diese ungeheuerliche Provokation des Berufs gewählt, nämlich beim Prozess und bei der Vollendung des Therapiekunstwerks meist zugegen zu sein, oft gar mit je nach Interventionsmethode aktiven Anteilen. Unser eigenes Kunst(er)leben hat zudem auch eine Geschichte, welche in unserer Arbeit mitschwingt. Und das Kunstwerk selbst will gelesen werden mit der ihm innewohnenden Metaphorik (Arthur C. Danto). Diese ist nicht absolut abbildbar in ein sprachliches Kleid, es bleibt etwas Unsagbares. Dem nähern wir uns vor allem über das Verstehenwollen darüber, warum dieses Kunstwerk genau diese metaphorische Form gefunden hat.

Die Kunst in die ferne Nähe der Wahrheit zu heben oder ins absolut Offene, analog dem heideggerschen „Ins-Werk-Setzen der Wahrheit“, kann dabei das mühevoll Ringen des Patienten mit seinem ersten Gouachebild in ein minderwertiges Licht bringen.

Auch bei diesem ersten Versuch mit Gouachefarben entsteht ein Werk. Doch was für eines? Es gibt einige Scheinlösungen, uns aus dem Dilemma der Frage zu drücken, ob denn das, was da in der Therapie entsteht, Kunst sei – schwieriger noch, welche Ästhetik uns in unserem Metier zupass komme.

Eine fragwürdige Ansicht ist eine radikale: ein Produkt der Kunsttherapie ist niemals ein Kunstwerk (und Ausnahmen bestätigen nur die Regel). Hier fehlt vollkommen die Reflexion des menschlichen Sehns nach ‚Schönheit‘ und deren Bezug zur Kunst. Gleichzeitig bleibt der Wunsch von PatientInnen nach einer klaren Antwort weitgehend unberücksichtigt, was denn etwa ihre Strichzeichnung von der Kunst eines Cy Twombly unterscheidet.

Die letztere Thematik wird bei einer weiteren problematischen Betrachtungsweise umgangen, wenn nämlich eine kunstgeschichtlich niemals haltbare Unterscheidung gemacht wird zwischen Kunst als notwendigem Tun jedes Menschenwesens (Häkeldeckchen) analog Essen, Sex und Trinken sowie Kunst als gesellschaftliches Kunstproduktionsphänomen der anerkannten Minderheit der professionellen KünstlerInnen. Eine entsprechende Ästhetik darf dann durchaus ausgewähltes aktuelles Kunstschaffen als Referenzgrößen benennen; die ästhetischen Bezüge in der Kunsttherapie würden dann grosszügig breiter gefasst (es müssen ja alle Therapiekunstwerke hineinpassen) und anthropologisch untermauert. Allerdings ist diese Ansicht ungenügend, weil zeitgenössische Ästhetik weitgehend in eine Parallelkultur verbannt wird. Immerhin kommen wir so der Tatsache näher, dass es nicht eine einzige Ästhetik gibt, sondern eine Vielzahl: allerdings beziehen sich Ästhetiken auf die Geschichtlichkeit von Kunst und deren ästhetischer Reflexion.

Revisionistische Theorien, die etwa bei den alten Griechen anknüpfen (Kunst muss sich bei Platon etwa in den Dienst des Guten und Wahren stellen; bei Aristoteles immerhin langt es, wenn sie Freude schenkt), sind ebenfalls wenig hilfreich. So genügt bereits ein kurzer Blick

auf Hauptströmungen zeitgenössischer Kunst, dass dort das Sinnesgewohnheiten Brechende, das überraschend Dynamische und auch das Selbstreflektierende wichtige Aspekte sind.

Ist nun jedes in den künstlerischen Therapien entstandene Werk ein Kunstwerk oder nicht? Versuchen wir eine Antwort über einen weiteren Umweg.

Das Mit-Denken vom klarblauen Winterhimmel und der sinnlichen Präsenz des bunten Schmetterlings könnte dem Nachdenken über Ästhetik dienlich sein.

Der Schönheit im archetypischen Sinne (James Hillman) mag Kraft innewohnen, welche uns Menschen Herzen öffnet, Verhaftetes nimmt und Klarheit schafft. PatientInnen sind oftmals aber nicht in der Lage, diese reine Schönheit als Quelle zu nutzen. Die Wahrnehmung dieser Schönheit mag möglich sein – auch als blitzend-erkennendes Aha, bleibt aber letztendlich vor der vom schmerzhaften Alltag verschlossenen Seelentür. Das verwirrte Leben steht davor. Hilft da noch mehr des gleichen Schönen? Nein. Da bewegen wir uns besser weg von den Wortgewalten (auch das Hässliche benennen ist die andere Seite der Medaille); bleiben etwa im unsicheren Herantasten an eine in der Zeit der Therapie entstandene Drahtskulptur, welche um den Hals eine Schlinge baumeln hat.

Jenes Drahtgeflecht, mittlerweile vernichtet und entschieden nicht fotografisch dokumentiert, war aus schwarzen und roten Elektrodrähten geflochten. Es war äusserst nebensächlich, dass dort handwerklich gekonnt gearbeitet war und bewusst anatomisch verfremdet. Die Seelenpein war entscheidend: „Bewahren Sie es bitte bei sich auf, ich will es nicht in meinem Zimmer“. Die gebogene Brillenfassung am Kopf der Drahtfigur erinnerte detailgenau an den allseits auch akademisch gut beleumundeten Peiniger. Bei der kunstgeschichtlich-ästhetischen Einordnung des Werks landeten wir nach diversen möglichen Kunstperspektiven (zum Beispiel auch die Kölner Totentanz-Sprayereien von Harald Naegeli) bei einigen politisch motivierten KünstlerInnen Südamerikas. Die Erkenntnis der Patientin, dass für sie politische (bei ihr öffentliche und rechtliche) Schritte ein wichtiger, wenn auch Wunden aufreissender Weg aus ihrem Un-Heil sind – entgegen zahlreichen Empfehlungen von Fachleuten und Freunden, war aus der Auseinandersetzung mit diesen südamerikanischen KünstlerInnen geboren.

### *Schönes als Sehnsucht und Idee*

Demnach ist der klarblaue Himmel und der bunte Schmetterling vor allem Sinn-Bild unseres Sehns nach Ganzheit, nach Verschmelzung mit dem Heil, mit der versöhnten Welt. Die Debatte von Kitsch und Kunst bewegt sich in diesem Feld. Das Häkeldeckchen mag sogar ein treffendes Abbild sein vom Ornamentalen einer kristallinen Struktur. Jedoch kann das Deckchen wie auch der blaue Himmel niemals Bild unseres Reibens und auch Zerbrechens an der Welt sein. Diese Art von Schönheit, mag sie auch subjektiv im Falle des besagten textilen Objekts nicht die Auffassung der Mehrheit der Menschen umfassen, endet vor dem Werk des Menschen. Auch wenn Immanuel Kant das Genie des Künstlers gerade dort beginnen lässt – um der ‚Idee des Schönen‘ weiter zu dienen. Diese Genieidee und andere kantsche Gedanken sind von späteren ästhetischen Entwürfen überholt. Es muss aber hier erwähnt werden, weil bereits von ihm kritisierte Denkfiguren die kunsttherapeutische Gilde noch immer beeinflussen. Kant räumt auf mit den Extremen der Kunstästhetik, welche einzig von der subjektiven Wahrnehmung gesteuert ist („Oh, wie ist das schön.“), also von der persönlichen Lust an der Betrachtung. Ebenso ist das rein vernunftgeleitete ästhetische Produkt, mit den und den Farben so und so den Sonnenuntergang malen („Schwarz benutzt man nur zum Malen einer Kohleschaufel, sonst hat das die und die Bedeutung.“), eine überholte Auffassung. So weit so gut. Kant schafft eine verbindende Kategorie, nämlich das Geschmacksurteil. Da ist Subjektivität und Ratio verknüpft. Das geflügelte Wort: „über Geschmack lässt sich nicht streiten“ hat diesen Hintergrund und ist aber heute angewandt auf die Kunsttherapie ein Rückfall in die Diskussion des 18. Jahrhunderts. Kant hatte schon das Dilemma der Wertung erkannt und bietet den Ausweg in der Unterscheidung von ‚angenehm‘

und ‚gut‘. Das Gute definiert er als das reflektierte zweckgebundene Schöne. Das Angenehme ist das unmittelbar empfundene, Lustbereitende. Die menschliche Freiheit ermöglicht ein subjektives Geschmacksurteil, welches aber auch, wenn es nicht von anderen geteilt wird, Anspruch auf Allgemeingültigkeit hat. Das Schöne geht sozusagen über die Empfindung der Person hinaus.

Warum aber sind die Gedanken Kants nicht mehr aktuell? Es geht in heutigen ästhetischen Theorien nicht um ein Streiten um des besseren Guten willen. Es geht auch nicht mehr darum, einer Idee, einem Ideal, einem Postulat zu folgen – seien es etwa die Kardinaltugenden Tapferkeit, Weisheit, Besonnenheit, Gerechtigkeit oder eben auch Schönheit. Es geht darum, in der Welt zu sein und mit der Welt um die Welt zu ringen. Dieses Ringen kann von einem gedanklichen Umreflektieren (Warhols Brillo-Boxes) bis zu einem Ringen um heutiges Material wie Beton reichen. Es ist immer ein bezogenes Ringen im Hier und Jetzt. Diese Bezogenheit kann etwa bei einem Kunstwerk einer Patientin auf ihr Leben zeigen oder bei einem zeitgenössischen Künstler kunstgeschichtliche Verweise enthalten. Der Kontext, in dem das Werk entstanden ist, ist niemals von der innewohnenden künstlerischen Identität zu trennen. Diese heutige Erkenntnis geht über Kant hinaus. Dieser denkt in Abgrenzung, aber doch in Bezogenheit zu griechischer Philosophie an ewige mustergültige Originalität – an etwas Hehres, Höheres, Vernunftgeleitetes. Die Künstlerin wird bei ihm zur Göttin der sinnvoll schönen Gestaltung.

### ***Kontext als Schlüssel***

Der Kontext also ist der Schlüssel des Verstehens. Das zeigt auch, dass das Kunstwerk, in der Therapie, entstanden, durchaus eine innewohnende künstlerische Identität hat, nämlich eine lebensgeschichtlich bezogene, aber wohl eher keine Kunstweltbezogene, welche es von und aus sich heraus rechtfertigen liesse, an die Tür der nächsten Galerie zu klopfen. Diese Fallstricke heutigen ästhetischen Denkens müssen einer praktizierenden Kunsttherapeutin klar sein, will sie nicht eine künstliche Gegenwelt in ihrem professionellen Umfeld konstruieren, welche die gesellschaftliche Aussenwelt inklusive Kunstwelt vor der Tür lässt. Auch die Abwendung vom Phänomen des heutigen Kunstmarkts etwa, kann den alltäglichen Einfluss von zugrunde liegenden aktuellen Ästhetiken nicht negieren. Ein eigentümlicher Pathos der Reinheit – einem Gedanken Peter Bürgers folgend – liegt nämlich nicht nur auf der Aussensicht auf Kunst und Kunstwerke heute, sondern auch auf der Sicht eines „neutralen“ Therapieraumes, in dem „authentische“ Kunstwerke entstehen können. Wichtig sein könnte da in einer weiterführenden Reflexion der geschichtliche Druck – nach Auschwitz – gegen das autonome Kunstwerk, formuliert vor allem in ästhetischen Entwürfen der 50er und 60er Jahre des letzten Jahrhunderts.

Das heisst also: ja, lasst uns über Geschmack vielleicht nicht streiten, aber debattieren, einordnen, verstehen. Gerade wir KunsttherapeutInnen setzen uns radikal in die Unmittelbarkeit des Entstehens von künstlerischer Produktion. Da muss ich nicht nur persönliche Prozesse entdecken lernen, sondern auch die künstlerischen Hintergründe verstehen. Die postulierte Unverborgenheit des Seins in der Kunst (Heidegger) ist eine zweifelhafte statische Grösse, auszumachen ist eher die Verborgenheit und gleichzeitig Bezogenheit des menschlichen Seins. Dieses ist unmittelbar verknüpft mit der Umgebung – bis hin oder von ihm her die Umgebung des anderen Menschen. Wir denken also das umgebende System mit. Der Gedanke der reinen Schönheit und Wahrheit in einem konkreten Kunstwerk ist da schädlich, weil keine Zwischentöne im Zeitbezug mitschwingen. Und diese machen erst das konkrete Leben aus.

Dass es keine separierte ‚Ästhetik der Kunsttherapie‘ geben kann, sollte mittlerweile hinlänglich klar sein. Was es allenfalls geben muss, ist der Hinweis auf besondere ästhetische Phänomene in der Kunst wie auch der Kunsttherapie. Ein Aspekt sei hier benannt: Eine wichtige Parallelität von zeitgenössischer Kunst mit ‚Therapiekunstwerken‘ könnte auch, Susan Sontag folgend, in der Vorliebe der Kunst zur Gewalt liegen. Eine der letzten Bastionen des emotionalen Lebens ist die Angst – und die begegnet uns TherapeutInnen immer wieder. Gerade die Gewalt kann dieses Gefühl wecken. Die Intensität des reflektierten Erlebens vermag ein Werk aus einem Therapieraum auslösen, wie auch eine Performance von Marina Abramovic, ein Bild von Hieronymus Bosch oder eines von Francis Bacon.

In der Gewalt ist immer die Nicht-Gewalt, der Friede, die Ruhe mitgedacht. Darum kreisen Bildserien gerade in der Therapie oft um diese beiden Pole.

Ein Bild aus einer solchen Serie ist also ein noch unklares ‚Darüber‘; über die Angst etwa als Mädchen jede Nacht neben einer allein erziehenden todkranken Mutter im gleichen Bett zu liegen. Der Patientin, welche eine solche Bettszene zeichnete, half auch die Betrachtung der Live-Performance von Chiharu Shiota ‚During Sleep‘ im Kunstmuseum Luzern (in weissen Betten Liegende, mehr und mehr umwoben mit schwarzem Garn). Der Knoten der Kindheit begann sich zu lösen, weil das Dahinterliegende, nämlich das existentielle Alleinsein mit dem Tod, klar wurde und aus dem diffusen Dunkel der kindlichen Vorstellung in das reflektierte Erwachsenenesein hinüber trat.

Eines dürfen und müssen wir zuletzt im Hinterkopf behalten: bei Theoriebildung allgemein als auch im Speziellen etwa bei der Ästhetik geht es im Diskurs immer auch um Fragen der Macht. Wer weiss besser, was Kunst ist, was Ästhetik ist, was Schönheit ist? Die Therapeutin oder der Patient? Auch da heisst es sorgfältig sein, im Diskurs zurücktreten hinter dem Ego des Besserwissers. Dann erst kann ich wohl abgewogen sagen, ja, das erste Gouachebild ist für mich schön. Weil nämlich die Mühe des Malers darin steckt und sichtbar wird. Es ist ein Kunstwerk, geboren aus der Not eines Menschen. Dessen innewohnende Aussagekraft wird aber nur eine verschwindend kleine Zahl Menschen sehen, weil nur diese die Geschichtlichkeit und aktuelle Bezogenheit entschlüsseln können. Aber genau in diesem kleinen Beziehungskosmos bewegen wir kunstorientierten TherapeutInnen uns – und da haben wir eine ästhetische Verpflichtung (Knill) sowohl dem entstehenden Kunstwerk gegenüber als auch hinsichtlich des therapeutisch relevanten Dialogs über die ‚Kunstwürde‘ des Werks.

Thomas Lempert, lic. theol., MAS  
Kunst- und Ausdrucksorientierter Psychotherapeut  
Systemischer Organisationsberater

#### *Literatur (Auswahl):*

Peter Bürger, Bemerkungen mit Rücksicht auf Joseph Beuys, in: Christa und Peter Bürger (Hg.), Postmoderne: Alltag, Allegorie und Avantgarde, Frankfurt 1987.

Arthur C. Danto, Kunst nach dem Ende der Kunst, Paderborn 1996.

Martin Heidegger, Der Ursprung des Kunstwerks, Stuttgart 1960.

James Hillman, Practice of Beauty, in: Bill Beckley/David Shapiro (Eds.), Uncontrollable Beauty – Toward a New Aesthetics, New York 1998.

Paolo Knill, Kunstorientiertes Handeln in der Begleitung von Veränderungsprozessen. Gesammelte Aufsätze zu Methodik, Ästhetik und Theorie, Zürich 2005.

Susan Sontag, Kunst und Antikunst, München 1980.